

Mireille  
Zindel

*Bald  
wärmer*

PVER  
VALA  
ERNG  
LAGO

*Mireille Zindel*

*Bald wärmer*



Mireille  
Zindel

**Bald**  
*wärmer*

P V E R  
V A L A  
E R N G  
L A G O

Pano – Ein Imprint von TVZ

Publiziert mit der freundlichen Unterstützung  
von Stadt Zürich Kultur und der Kulturförderung  
des Kantons Zürich.



**Stadt Zürich**  
Kultur



Kanton Zürich  
Kulturförderung

**SWISSLOS**

Der Theologische Verlag Zürich wird vom Bundesamt für Kultur  
für die Jahre 2021–2024 unterstützt.

#### Bibliografische Information

der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im  
Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

#### Umschlaggestaltung

Doris Grüniger, Zürich

[www.buchundgrafik.ch](http://www.buchundgrafik.ch)

Bild: Adobe Stock Premium

#### Layout und Satz

Weiß-Freiburg GmbH – Grafik und Buchgestaltung

[www.weiss-freiburg.de](http://www.weiss-freiburg.de)

#### Druck

CPI Books GmbH, Leck

ISBN 978-3-290-22073-0 (Print)

ISBN 978-3-290-22074-7 (E-Book: PDF)

© 2024 Pano – Ein Imprint von TVZ

[www.pano.ch](http://www.pano.ch)

Alle Rechte vorbehalten

Meinen Kindern



# 1

**Das ist alles.** Was, wenn ich ehrlich wäre? Ein Mensch stirbt, und nichts ist mehr wie früher.

Ein Mensch stirbt. Versuchen Sie, sich das zu vergegenwärtigen. Sechs Jahre ist es her, dass meine Tochter gestorben ist. Sie starb am 2. August. Sie war zwölf Tage alt.

«Zwölf Tage, die ein Leben sind», sagte Psychiater S.

Zoé bedeutet auf Griechisch *Leben*. Als Wim und ich den Namen wählten, waren wir ahnungslos.

Auf der Intensivstation des Züricher Kinderspitals brachten sie uns in ein leeres Zimmer, wo wir allein waren; Zoé, Wim und ich. Wir waren in diesem Raum, damit sie sterben konnte. Sie würden das Beatmungsgerät abstellen. Ich hielt sie in meinen Armen.

Wir sind zu zweit, als wir das Spital gegen zehn Uhr abends verlassen, und doch werden Wim und ich keinen Tag mehr ohne sie sein. Sie bleibt anwesend, indem sie uns verwandelt.



Es ist eine warme Sommernacht. Der Mond scheint und alles wirkt friedlich. Nicht einmal der geparkte Rettungswagen vor dem Haupteingang kann daran etwas ändern. Ich wundere mich, wie idyllisch die Welt aussieht, trotz des Leids, das in ihr ist. Alles existiert gleichzeitig: das Schöne und das Traurige. Was trivial tönt, ist eigentlich unglaublich, und ich begreife das in eben diesem Augenblick.

Warum stehen wir vor dem Haupteingang, obwohl unser Wagen in der Tiefgarage steht? Wollten wir an die frische Luft? Den Aufbruch hinauszögern? Wie konnten wir jemals ohne sie nach Hause fahren?

Wir schieben das Ticket in die automatische Schranke an der Ausfahrt und während wir im Auto darauf warten, dass sich die Barriere öffnet, denke ich: Nie wieder kann mir etwas derart Schlimmes zustossen, ab jetzt kann ich alles tun, ich habe nichts mehr zu verlieren. Dann fahren wir aus der Tiefgarage hinaus in die sternenlose Nacht.

Auf dem Nachhauseweg müssen wir auf Verordnung der Ärzte ein Medikament für schnelles Abstillen besorgen. Die Gefahr, vom Spital direkt nach Hause fahren zu müssen, ist somit abgewendet. Ob die Ärzte genau das beabsichtigt haben, frage ich mich einen Augenblick. Und gleich darauf: Wer hätte uns denn nachempfinden können?

Jedenfalls ist es eine von vielen glücklichen Fügungen, denen Wim und ich es vielleicht verdanken, dass wir nicht an unserem Unglück zerbrochen sind. Wie

*konnten wir jemals ohne sie nach Hause fahren?* Aber wir sind nach dem Tod unserer Tochter eben nicht ohne sie vom Spital nach Hause gefahren, Wim und ich sind einen Umweg gefahren, das ist die Antwort auf die Frage.

Nur die eine Apotheke in der Stadt ist vierundzwanzig Stunden geöffnet. Wim hält in der Nebengasse im Parkverbot und bleibt im Wagen. Ich steige aus, biege um die Ecke und sehe mich plötzlich vor einem Riesenrad und Marktbuden mit bunten, blinkenden Lichtern auf dem menschenvollen Sechseläutenplatz stehen. Ich staune, wie ausgelassen die anderen leben, obwohl auch sie sterblich sind. Wie können die Menschen sich wohlfühlen, obwohl es ihre Bestimmung ist, zu sterben? Ich bin überzeugt, mich nie mehr über eine laue Sommernacht mit Marktbuden und Musik freuen zu können, zumal ich es bisher schon nie konnte. Ob ich das Unglück deshalb angezogen habe? Gibt es so etwas wie eine Veranlagung zum Leid, die weiteres Leid anzieht? Es ist mir schon immer leichter gefallen, traurig als glücklich zu sein, werfe ich mir plötzlich vor. Als ob ich einen Gendefekt durch das, was ich ausstrahle, fühle oder denke, hätte anziehen können. Als ob ich nicht genau wüsste, dass es angeboren war.

In unserem leeren Zuhause essen Wim und ich eine Gemüsesuppe, die seine Mutter am Morgen zubereitet hat. Im Lauf des Tags ist sie zu sich nach Hause zurückgekehrt, um uns am aussichtslosesten aller Abende in Ruhe zu lassen oder vielleicht auch nur, um sich selbst zu schützen.

Und jetzt greife ich vor:

Nach Zoés Tod wurde mein Leben zu einer zusammenhanglosen Aneinanderreihung von Ereignissen, die sich alle um einen blinden Fleck gruppierten. Jeder übergeordnete Sinn war verloren gegangen. Zeitweise war ich insgeheim verrückt und glaubte, dass sie zurückkehren würde.

Ich bekam zwei Söhne.

Ich wurde wieder glücklich, ich wurde wieder fröhlich und ich wurde wieder unverbesserlich oberflächlich und undankbar. Aber ich habe mir nie wieder Illusionen darüber gemacht, wohin das alles führen wird: Wir sind sterblich. Es ist eine banale Einsicht, aber es handelt sich um ein Wissen, das mit dem Tod meiner Tochter plötzlich schmerzhaft greifbar wurde.

Das Absurde aber ist: Obwohl ich die Augen vor dem Tod nicht mehr schliessen kann, fange ich jeden Tag von vorne an, als wäre ich unsterblich. Mehr kann ich nicht tun, als lebendig und tätig zu leben. Das ist alles. Das ist es, was zu tun ist.

## 2

**Snackautomat.** Ich weiss noch genau, wie sie aussieht. Ihre Augen, ihr Lächeln. Ich sehe sie vor mir und schliesse sie in meine Arme. Das ist es, was mir am meisten fehlt: sie an mich zu drücken. Die Trauer um mein Kind ist oft körperlich: Ich will mich um sie kümmern, aber es gibt nichts, das ich für sie tun kann.

«Das Leben geht weiter», sagte mein Schwager zu mir, als wir erfahren hatten, dass ihre Krankheit in den Tod führen würde. Es war im gelben Gang der Intensivstation A. Vor Kinderzeichnungen und Tierfotografien an den Wänden. Er legte seinen Arm um meine Schultern und sagte es.

Ich wusste schon damals: Das ist zu einfach. Aber ich sagte nichts. Heute weiss ich es mit Gewissheit, und deshalb sage ich es: Das Leben geht nicht einfach weiter, es verändert sich. Der Tod ist einschneidend. Er trennt alles in ein Vorher und ein Nachher. Deshalb fürchten wir uns vor ihm. Das Leben wird wirklicher, echter, realer. Grausame wie schöne Facetten kommen

hinzu. Schönere, als man sich jemals zu hoffen erlaubt hätte, als man noch nichts von dieser Art von Leid wusste. Man weiss mehr als zuvor. Man ist nicht mehr dieselbe Person. Man ist im Besitz eines Wissens, das die Menschen in zwei Gruppen teilt. Wer den Tod noch nicht kennt, lebt an einem anderen Ort und in einer anderen Zeit als diejenigen, die ihn kennen. Man kann niemandem einen Vorwurf machen. Man wünscht niemandem, einen geliebten Menschen zu verlieren. Man wünscht keinem, dieses Wissen zu erwerben.

Bekannte von uns, Caspar und Fiona, haben ihre Tochter Sara im Alter von fünf Wochen verloren. Was hat Caspar gemacht, als er das Spital verlassen hat? Was am nächsten Tag? Am übernächsten? Schien die Sonne? Traf er Freunde? Wollte er allein sein? Fuhr er im Auto vom Spital direkt nach Hause, nachdem sein Kind gestorben war? Gab es Musik im Auto? Welche? Zu seinen Gefühlen stelle ich mir nicht viele Fragen, weil zu erwarten ist, dass es ihm schlecht ging. Wie schlecht? Auf welche Art schlecht? Ich möchte nicht im Schmerz anderer wühlen.

Gab es einen Snackautomaten im Spital? Hat er dort etwas gekauft? Was waren seine Gedanken? Gedanken würden mich interessieren. Welche Verbindungen stellt der Trauernde her? Ging seine Frau schwimmen? Weshalb schwimmen? Es scheint mir zwar eine naheliegende Tätigkeit zu sein, nachdem man sein Kind verloren hat: schwimmen. Hat er seine Kleidung vernachlässigt? Seine Körperpflege? Kam ihm alles unnütz vor?

Ging er wieder arbeiten? Wann? Wie viele Tage nach dem Verlust? Wann hat seine Frau wieder zu arbeiten begonnen?

Ich stelle fest, dass man sich als Aussenstehende vorsichtig und behutsam an einen Verlust herantastet. Man klammert sich an Snackautomaten, Wetter und Musikstücke, die im Auto liefen.

Jetzt, wo ich dies schreibe, sind Wim und ich seit elf Jahren zusammen. In ein paar Monaten wird Zoé sechs Jahre tot sein. Wir haben zwei gesunde Söhne, Joachim und Antonin.

Ich wollte dieses Buch nicht schreiben. Ich schrieb an einer anderen Geschichte, die mir jedoch plötzlich unbedeutend vorkam. Egal, was ich schrieb, ich war damit nicht zufrieden. Erst als dieser Satz plötzlich aus dem Nichts auftauchte – *Was, wenn ich ehrlich wäre?* –, wusste ich, welches Thema wirklich drängte. Offenbar kann ich es mir jetzt erlauben, über sie zu schreiben. Offenbar muss ich die Gedanken an sie nicht mehr beiseiteschieben. Offenbar ist das Gegenteil der Fall: Ich muss diese Geschichte zuerst erzählen, damit ich nicht mit dem Schreiben aufhöre. Sie würde mir und jedem weiteren Buch im Weg stehen. Sie hat sich vor meinen Augen abgespielt und sie muss raus, damit ich sie begreifen kann und aus meinem Kopf kriege.

Ich weiss nicht, ob es ein aufrichtiges Buch werden wird, ob wir die Wahrheit erzählen können, oder ob nicht schon allein unsere Erinnerung uns täuscht. Ob wir nicht umso mehr zu verdrängen beginnen, je mehr

wir die Wahrheit zu sagen versuchen, aus dem einfachen Grund, um uns selbst und andere zu schützen.

Also erzähle ich, was ich weiss.